

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1905**

156 (8.7.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 27

# Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 27. Karlsruhe, Samstag den 8. Juli 1905. 25. Jahrgang.

## Diamantstadt.

Roman von Hermann Geijermans.

(Nachdruck verboten.)

Den ganzen Mittag über sah Cleazar bei der Blinden, spielte mit Moosje, dem kränklichen Jüngelchen, das er nicht leiden mochte, weil es dem gelblich aufgeblauten David ähnelte. Das zurückgebliebene Kind hatte vor Vergnügen über die Puppe, die er ihm aus seinem Taschentuch geholt hatte, geträgt, hatte an seinen Westentaschen gezerrt und war dann zu Reggie getrocknet. — Er hatte eine Apfelsinentaste für Sauterper in die Hand gehakt, auf dem Hof, wohl wissen, daß Bobby nur ein Fenster nach der Seite hin, mit der Aussicht auf das Dach hatte.

Rebecka kam nicht mehr herunter, nicht einmal mehr. Während er das dünne Holz zerplitterte, ergriff ihn eine heisse Gereiztheit, er schluckte mühsam, vernahm durch sein Denken. Zweimal ging er bis an die Treppe, sah ängstlich nach, ob sie nicht auf dem Treppenaufgang stände. Sonst sprach er schon immer früh bei dem Zigarettenjuden vor — heute war er noch nicht dagewesen.

Der klare helle Winternag, die Beschäftigung, der Zanf mit Druis, schienen ihn zu kräftigen, das Fieber ihrer saugenden Lippen bei ihm wegzutreiben. Mit Moosje auf dem Schoß hatte er nachgedacht, überlegt, daß doch noch mehr so herumgeulit würde, daß sie ihm gleichgültig war, tödend ausdringlich, abstoßend sogar durch ihre gemeinen Züge, ihr eltes Gebelbel von der angefaulenen Apfelsine, ihre schiefgelaufenen Schuhe — nein, er konnte nicht ruhig über sie nachdenken, ohne das glühende Fiedeln von jenem Morgen wieder nachzuspüren. Die ersten Tage würde er ihr ausweichen. Er war trunken gewesen von dem bishigen Freude nach den Verzweiflungsfunden auf dem Eise, trunken durch ihre tosenden Bewegungen, trunken durch die Dunkelheit auf dem Fluß, trunken durch seinen Körper, der sich manchmal wochenlang müde wuschlos hinstreckte und dann wieder jäh in leidenschaftliche Brandung geriet.

Mit geschlossenen Augen hatte er gebückt an dem Tisch mit den Delfeden gesessen und getrachtet, sich den Ruch ihrer Nase mit den zarten Nügelchen, den Schmit ihres Mundes ins Gedächtnis zurückzurufen. Unbestimmt empfand er den flammenden Glanz ihrer Augen, den weichen Druck ihrer Brust. Sehen, ganz sehen tat er sie nicht. Es war fessam, wie ihm ihr Bild entschwinden war — genau wie damals bei seinem ersten und letzten Gang zu einer Diene, in Gemeinschaft mit anderen, irgendwo an der Gracht, einer Diene, bei der er die Nacht geschlafen hatte — als dunkler Junge von achtzehn Jahren — eine ganze Nacht und einen Morgen, und von der er abends, wie er auch nachkam, wie er auch während vor Anspannung den Kopf in die Hände drückte, sich nicht mehr des Gesichtes zu entsinnen mochte. Eine Frau lieb haben mochte etwas Erhebendes sein, ein Schreiten im Lichte, ein völliges Aufgehen, ein Sehen von Lieblichkeit, die kein anderer sehen konnte. Eine Frau lieben, mochte das Verlangen in sich schließen, sie nach bei sich zu wissen, das Empfinden ihrer Bewegungen, das immer sich selbst Weßend in dem Licht ihrer Augen. Und er hatte ruhig wie immer Beforgungen gemacht, geschwächt, getändelt, manchmal mit der sich ihm aufdrängenden Bitterkeit, daß ihn etwas hinderte, etwas, das seine Nüchternheit wegphilosophieren mochte. In der Dämmerung auf dem Hofplatz war das anders geworden, machte die Stille oben ihn weich, lauschte er nach einem Schritt oben, nach dem Schlagen einer Tür. Alles, was er gedacht und fest aufgestellt hatte, verankert nun in Zweifel und Abendmelancholie. Rangsam das Holz zerkleinert, sah er sich wieder auf der Treppe mit den sechs Tassen in der einen Hand, den Tassen, die fast gefallen wären, als er sie so toll in seine Arme nahm. Zuerst hatte die zitternde Blut ihrer herabhängenden Hand die Räfte der keinen durchschauert. Dann hatte er verwirrt dagestanden, ohne eine Spur von Denkraft, trunken von ihrer Nähe. Die Herlichkeit ihres Schulterblattes fühlte er durch das Fleisch, zusammen hatten sie geatmet, einen Atem, ein süßes, hingebendes Wiegen, ein Entzücken in lautloser Unendlichkeit. Nervös ließ er sich wieder durch die Purpurnellen der Erinnerung bestürmen. Es war, als ob das Herannahen des Frühmorgens, der schwankende Schatten gegenüber an der Mauer, das lauter werdende Pfeifen des Windes, die Einsamkeit des Hofraumes, seine sonderbare Neigung zur Unruhe ein schwärmerisches Verlangen in ihm wachriefen. So hochte er vor der Tür. Die Dalgigkeit lagen zu seinen Füßen, das kleine Weil war herabgeglitten. Er fühlte die Leere seines armen Kopfes. Wie war es doch so feige, wenn man so ein junges Ding wie Rebecka mit der Gut seiner Lippen verjagt — wenn man sie dem Atem einer plötzlich gewaltsam hervorbrechenden Leidenschaft ausgehakt hatte — und dann weg blieb — einfach weg — ängstlich ausstehend — er ein Mann — sie, ein junges, junges Weib. Und warum belog er sich selbst? Sah er nicht noch ihre Augen, so wie er sie am ersten Abend bei Sauterbeer gesehen hatte — die glänzend schwarzen, klä schlüßenden Augen — die großen vollen unergündlichen? Sah er nicht nach dem Bild: „Wilhelm Tell befreit sich durch einen Sprung aus Gefessers Gefangenschaft“ schräg gegenüber — neben Nijnte? Sah er sie nicht noch unverändert, ihr frisches Gesichtchen, das Gewirr ihres Haars, den gebeugten Rücken, die kleine Aedel, die die Nase zusammenhielt? Was

für ein Leben hatte sie seit Monaten schon da oben geführt — in der Höhle vor einem Zimmer — immer gebulbig bei ihrem kranken Vater, ohne auszugehen, fast ohne zu schlafen. Sorgte sie nicht für ihre Schwesterchen Serre und Rosette — nicht für ihr Brüberchen Sally — empfand er nicht auch immer in seinem Zimmer das Walten einer Wädchenhand, die seine Papierchnigel aufsuchte, seine Broschüren, die er nicht hatte verkaufen können, hübsch ordnete, daß nicht eine schief stand? Er mußte sie wieder sehen, nur sehen, nur beim ersten Augenaufschlag fühlen, ob er sie verloren hatte — oder besaß — besaß — für immer.

Fröstig, krankhaft zitternd, öffnete er die Tür und sah sofort nach der Bettstelle, um ihr zu entgehen. Bobby schlief. Serre, das älteste Schwesterchen, legte einen Finger auf den Mund und zeigte auf die Matratze auf dem Fußboden.

„Sie hat heut Nacht kein Aug' zumachen können.“ flüsterte das Kind, indem es ihn noch einmal leise zu gehen ermahnte. Im Schatten hinter dem Tisch sah er sie. Sie lag angelehnt auf der gestopften Steppdecke, lang ausgestreckt auf dem Rücken. Die Arme waren vom Kissen herabgeglitten und lagen schlaff, weit ausgestreckt, wie getrenzt. Ihre Brust hob und senkte sich. Sie mußte wohl von tiefer Ermüdung in Schlaf gesunken sein, so ruhig ging ihr Atem, so weich erschien ihr Gesichtchen in dem sich scharf abhebenden Schwarz ihres Haars. Einen Augenblick lächelte er dem Kinde beschwichtigend zu, dann betrachtete er starr das Antlitz, das schlafende Antlitz mit den schwarzen Wimpern und der tranken Augenbrauenlinie. Wie er ihrem Atem lauschte, ergriff ihn zum erstenmale, so braun er sie kannte, eine weiche, beinahe zärtliche Anwandlung. Sie war ein Rabochensind sowie auch er — war darin fieden geblieben. Aber ihre Gegenwart, ihre unterwürfige Lieblichkeit, ihr hausmütterliches Tun standen wie eine prächtige Gabe, wie eine leuchtende Güte in dem elenden Zimmer, wo Bobby sie anschnauzte, wo die Kinder lärmten, wo nur das Dachfenster mit den grauen fahlen Dachpfannen war, wo die kleinen Züge der Sorge sich um ihren Mund gelegt hatten. Ehe Serre, Sally und Rosette groß waren, war sie ein altes Frauchen — sie, die in dem Rabachenleben verweilt. Wenn er sie nun hätte füssen dürfen, würden seine Lippen ihr etwas von der seltsamen Ehrerbietung, der Würdig in ihm nach gewordenen Zuneigung geredet haben. So würde er sie morgen sehen — übermorgen — in ihrer Erschöpfung — in ihrem Schlaf — mit den ausgepreizten Armen, als ob sie nicht mehr könnte.

Bobby, der sich höhnend aufrichtete, störte ihn. „Wasser! Wasser!“ fuhr er los, Cleazar kaum erkennend. „Ich hatte heute Morgen keine Zeit“, begann Cleazar. „Wasser! Wasser!“ schrie der Kranke. Rebecka schrak auf, blickte verwirrt um sich. „Meiben Sie nur liegen.“ lächelte Cleazar, „ich will ihm schon helfen. Wo steht das Wasser?“

Sie war noch nicht mal ganz wach, lachte erkannt, weil sie ihn nicht hatte hereinkommen hören, und zog ihre Hände glatt. „Es is kein Wasser da“, sagte sie, „die Wasserleitung is zugefroren.“ „Dann will ich was holen“, rief er und eilte die Treppe hinunter. Unten glückte es nicht. Die Leitung bei Reggie tutete zwar, gab aber noch kein Wasser. Das Rohr war weiter entfernt eingefroren, so wie er vermutet hatte. Schnell lief er wieder zurück und schöpfte aus Sauterpeers Eimer und wurde gemeinschaftlich von Effie, Nijnte und Sauterper mit durcheinander geschrieenen faulen Wigen überhäuft. Nun sah' er's, was er von seinem Unfinn mit dem Salz hätte! Ebebeckinje nahm in Sad Salz an be Fuß, wenn's n' falt wurde im Bett! Morgen müßt er 'n Paleut drauf nehmen! An der Stadtwasserleitung könnten sie grad so 'nen Chammer gebrauchen! Ob er's nicht mal mit Pfeffer — mit span'schem Pfeffer — versuchen wollte — der machte einem die Eingeweide auch warm! Er ließ sie grinsen und quatschen, schlug die Türe zu und half dem söhnenden, brunnigen Zigarettenjuden.

„Ich hab 'n Senfloch in mein' Leib!“ flugte Bobby, gierig schlauernd, „es lauft herin un lauft nich raus.“ „Ist der Doktor dagewesen?“ „Ja“, sagte Rebecka, an der Bettstelle lehrend. „Und?“

„Und nichts.“ sagte sie ausweichend, mit einem Ausbruch auf ihrem Gesicht, als ob sie etwas vor dem Kranken verschwiege. Ohne Scheu, mit der gleichen Besorgtheit, der gleichen Furcht, blickten sie einander an. Angegriffen vom fliegenden Atem sah Bobby an sein Kissen gelehnt da, die Hände lagen müdenlos auf der Decke. Sein Mund, seine Augen schienen größer und schwerer in dem bageren Gesicht geworden zu sein, das nicht mehr wiederzuerkennen war, weil er sich seinen langen Bart abgeschnitten hatte. Das Kind stand nun spit in Stoppeln, die starke Substanz zwischen den vortretenden Wadenknöcheln. „Ich hätte Sie fast nicht erkannt“, sprach Cleazar. „Sie sind jünger geworden ohne Bart.“

Bobby bewegte die Lippen, als ob er etwas antworten wollte, aber zu müde, zu kraftlos, brachte er's nur zu schliefendem Neuden. Der Kopf ohne Bart hatte das lachende Grinsen eines Tokentopfes. Er konnte nicht sitzen bleiben und glitt stöhnend, dumpfdröhnend hintenüber.

## Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

— Ueber Heilung eines Schlangengebisses berichtet Dr. Praburg in der letzten Ausgabe des „Lancet“. Ein Schulknabe im Alter von neun Jahren war von einer Schlange gebissen worden, die er unvorsichtigerweise vom Boden aufgenommen hatte. Es waren etwa drei-viertel Stunden vergangen, ehe der Knabe in ärztliche Behandlung kam. Der Arzt fand den Zustand sehr bedenklich, indem der Patient sehr blaß und augenheintlich von großer Angst ergriffen war, einen steigenden Puls, schweren Atem und eine abnorm niedrige Körpertemperatur hatte. Nach Aussage der Kameraden hatte der Knabe sich fünf Minuten nach dem Biß sechs- bis siebenmal übergeben. Die Wundwunde bestand in einem kleinen Punkt auf dem Zeigefinger der rechten Hand, in dessen Umgebung die Haut eine fast schwarze Färbung angenommen hatte. Die ganze Hand war geschwollen, so daß es nutzlos schien, noch mittels eines Verbandes einen Versuch zur Verhinderung einer allgemeinen Blutvergiftung zu machen. Die Schwellung nahm mit reizender Schnelligkeit zu und hatte nach 12 Stunden auch den Arm und die Schulter ergriffen. Die Haut zeigte bis zur rechten Brust und den Nacken hinauf einen starken Ausschlag, der in der Nachbarschaft der Wirbelsäule ein brandiges Aussehen hatte. Der Arzt griff zu dem einzigen Mittel, nämlich zur reichlichen Verabreichung von Milch und Kognak zwecks Hebung der Herz-tätigkeit und Einspritzung von Strichnin unter die Haut. Letztere wurden heisse Umschläge mit Vor verabfolgt. Zunächst stellte sich eine augenheintliche Besserung ein, die aber nicht anhelt, da bald wieder Erbrechen auftrat und sich bis zum dritten Tage fortsetzte. Dann aber schlug das Befinden um und der Knabe wurde allmählich wieder hergestellt. Die Giftschlange war ohne Frage eine Kreuzotter gewesen. Der Biß hatte jedenfalls eine große Menge Gift in den Körper gebracht, zumal die Hand nicht durch einen Handtuch geschützt gewesen war, und es ist beachtenswert, daß trotz der Schwere der Vergiftung eine Heilung überhaupt noch gelang.

## Kleines feuilleton.

Parlamenten von heute und einst. Vielbelagert ist die Tatsache, daß den Verhandlungen des Reichstags in der Regel nur ein Teil der Abgeordneten beiwohnt und daß sich die Zahl der Anwesenden häufig knapp in den Grenzen der Beschlussfähigkeit bewegt. Da ist es denn interessant, zu konstatieren, daß nicht nur Zeiten konstitutioneller Verdauungsruhe, sondern auch politische Sturmjahre die gleiche Erscheinung aufweisen. In dem sechsen erschienenen Juli-Heft der „Deutschen Rundschau“ (Herausgeber Julius Rodenberg, Verlag Gebr. Böttel-Berlin) veröffentlicht Prof. Dr. Georg v. Below unter dem Titel: „Aus dem Frankfurter Parlament“ Briefe des Abgeordneten für den ostpreussischen Wahlkreis Angerburg, Ernst von Souden-Tarpuzischen, eines der angesehensten Mitglieder der Versammlung. Briefe, die dieser im Jahre 1848 von Frankfurt aus an seine Gattin Pauline, geb. v. Below, richtete. Souden-Tarpuzischen, der im Frankfurter Parlament der Partei des „Hirschgrabens“ angehörte, schreibt da in einem Brief vom 23. Juli u. a.: „Wie viele Personen hier, die sonst auch Ruf hatten oder etwas erwarten ließen, gänzlich verschwinden, ist kaum zu glauben. Wände eingebildete Größe geht ganz unter. Von den Landesleuten (d. h. Opreußen) macht sich keiner bemerklich, aber am ärgsten macht es Dohna (Graf Dohna-Wesselschöfen, Vertreter von Ost- und Westpreußen). Erst erit er nach der Schweiz, dann später auf 14 Tage nach England, dann war er acht Tage unwohl, und dann zog er heraus nach Soden, kommt öfters zur Session spät mit der Eisenbahn her, zeigt sich, geht mit Schirmmeister (der eigentlich im ganzen Wesen so recht ordinar, auch nur dem Vergnügen lebt) frühstücken, sieht kaum wieder in die Versammlung hinein und fährt nach Soden zurück. Dem Gange, nur der Luft zu leben, geben so viele nach, daß die Wände halb leer, selbst bei wichtigen namentlichen Abstimmungen weit über 100 Abgeordnete oft fehlen. Und das sind Vertreter des Volkes!“

## Humoristisches.

Nachdem die Berliner und Potsdamer Fleischermengen anlässlich der kronprinzlichen Einzugsfesteitlichkeiten ihre geradezu indianerhafte Weitausdehnung bewiesen haben, ist in maßgebenden Kreisen beabsichtigt, analog dem freiwilligen Automobiltörps, auch ein „freiwilliges Fleischermeister-Kavallerie-Regiment“ zu errichten, welches die Bestimmung hat, im Kriegsfall den Feind in die Wurst zu haken. Die Ausrüstung dieser Fleischer-Kavallerie besteht in einem langen Fleischermesser als Säbel und in einem kurzen Weil, welches nach Art der indischen Tomahawks geschwungen wird. Von einer eigentlichen Regimentsmusik wird abgesehen, dagegen erhält die Truppe eine Anzahl berittener Pantur, wobei als Panten die Wurstestiel verwendet werden. In diese Wurstestiel wird dann auch der Feind gehakt, notabene, wenn er erwischt wird. (Eild. Postillon.)

Die Hauptsache. Fremder: „Wird denn das Dentinal heute nicht entfällt?“ Einheimischer: „Nee, die Ansichtskarten sind nicht fertig geworden!“ Indirekter Erfolg. Fabrikant: „Wie können Sie behaupten, daß mein Entfettungssee Schwindel sei? Sie haben doch jede Woche zwei Pfund abgenommen!“ Dickleibiger: „Ja, aus Mergel, weil das Zeug nicht hilft!“ (Regendortser Blätter.)

Nachdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, Ged. u. Cie., Karlsruhe i. B.

Frauen zerfallen in folgende drei Klassen: 1. in solche, die ein Auge immer auf die Hauptsache, ihr Ziel, gerichtet haben; 2. solche, die den Fürt aus Liebe betreiben; 3. in solche, die sich die Sache mit ansehen. Die ersten heiraten immer, die zweiten heiraten manchmal und die dritten nie.

Die Männer kann man in ihrer Gesamtheit nach den großen Grundzügen in drei Gruppen teilen: die Feurigen, die Schüchternen und die Gleichgültigen. „Auf die Feurigen“ schimpfen wir unaufhörlich und finden sie unvordersächlich. Die Schüchternen bewundern wir sehr, sprechen von ihnen mit Achtung und hohem Lob — und kümmern uns nicht um sie. Die Gleichgültigen verabscheuen wir — und heiraten sie.“

Nach der Meinung der Dame ist alle Verstellung der Frau nur von den Männern gesucht worden. „Was für eine Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung, welch ein Aufwand an Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit, was für eine feine Berechnung und psychologische Durchdringung seiner Liebeswünsche gehören dazu, solch ein störrisches, schwerfälliges Wesen wie den Mann zum gefügigen Diener des weiblichen Willens zu machen!“ Ein charakteristisches Merkmal des Mannes sei vor allem seine Unfähigkeit zu — logisch konsequentem Denken! „Die Männer sagen mit Vorliebe, daß die Frau beim Streiten immer das letzte Wort haben müsse. Und warum das? Nun, doch nur, weil die Frauen jeder Situation gewachsen sind und richtige Schlüsse zu ziehen wissen. Der Mann benimmt sich bei einer Auseinandersetzung jämmerlich. Er stockt und stottert, widerspricht sich zwölfmal in zehn Minuten, sein Geist ist immer in eine Meinung verannt und verliert für alles andere jedes Verständnis.“

Die alte Jungfer meint auch, daß die Männer immer mehr der Degeneration verfielen, während die Frauen zunähmen an Kraft und Tüchtigkeit. „Wie häßlich sind doch die Männer“, ruft sie, „ein Antlitz, um die Götter der Griechen mit Schauer zu erfüllen und den schönheitliebenden Engeln im Himmel traurige Tränen auszupressen.“ Das kommt daher, weil „von allen Wesen der Erde der Mann am meisten der Sklave der — Mode sei! Und dabei spottet der Mann über die Moden der Frau, die noch immer eine gewisse Selbstständigkeit lassen und eine Fülle von Geschmack und künstlerischem Verständnis enthalten“. Ein ebenso sinnloser Vorwurf, den die Männer den Frauen zu machen wagen, sei der der Schwachhaftigkeit. „Neden wir denn mehr als die Männer? Ich sage nein, tausendmal nein, und ich frage alle ehrlichen Menschen auf Ehre und Gewissen, kann jemand mehr und sinnloheres Zeug reden als der Durchschnittsmann? Das ist völlig unmöglich!“

## Götterdämmerung.

Im dunklen Schacht, tief unten im Berge, Da müß'n sich und plagen sich tausende Zwerge, Und kauen das Gold um kargen Gold hervor aus der Tiefe Und schmelzen und schaffen die köstlichsten Waffen, Das schönste Gerät, Und müssen sich plagen, ihr Leben wagen, um kargen Gewinn. Denn was sie schaffen, verjubeln, verpraßen die mächtigen Aien. Und ihrer Selage laut schallender Jubel Dringt durch die Berge ans Ohr der Zwerge. Die feinsten die Zähne und ballen die Faust Und der schwere Hammer herniederfaßt auf das sprühende Erz Ohne Raß, ohne Müß, das töhnt wie im Schmerz, Und sie rufen dazu: Leid und Kummer, Not und Pein Föhren uns ins Leben ein; Leid und Kummer, Pein und Not, Sind uns Föhler bis zum Tod, Krankheit wülkt in unrer Brust, Hunger in den Eingeweiden; Wissen nichts von Lebenslust, Wissen nur von Müß'n und Leiden, Preisen täglich Gottes Stärke, Preisen täglich seine Werke, Der die Welt so schön gemacht, Haben nichts davon geseh'n, Wissen an dem Amboß steh'n, Abends spät und morgens früh, Tag für Tag dieselbe Müß', Götter in Wadhalla droben, Wollt ihr, daß wir weiter loben, Daß wir liden euer Keuch, Sorgt, daß uns kein Hunger plage, Gebt uns manchmal Freudentage Aber nur den euren gleich, Götter, hört auf unser Fleh'n! Was wir wollen, ist nur, Brot, Luft und Licht und Sonne seh'n! Schimmer Vater ist die Not, Grimmer Herr ein leerer Wagen, Reizt das Hirn, entflammt das Blut, Die Verzweiflung gibt uns Mut, Wollen's so nicht länger tragen. Hört ihr nicht auf unsere Worte, Schafft ihr baldigt Hilfe nicht, Brechen wir hervor ans Licht, Stürmen wir Wadhallas Pforte, Lieber raich im Kampfe sterben, Als so langsam zu verderben.

